

durch seinen eigenen Umgang mit Niebuhr vor. Was er diesem in bezug auf die römische Geschichte zuschreibt, praktiziert er mit Niebuhr selbst. Er konstruiert ihn (seine geistige Biographie, sein Werk) wie ein idealistisches System. Er erreicht die vollständige Assimilation an seinen Gegenstand bzw. seines Gegenstandes an ihn. Mit naiver Identifikation hat das nichts zu tun. Es ist die geistesgeschichtliche Methode Diltheys und der Historisten, die Walther auf großartige Weise neu belebt. Das macht die ästhetische Vollendung des Buches aus; das erklärt aber auch, warum man sich nicht damit beruhigen kann. Walthers Werk enthält eine unaggressive Provokation. Es ist notwendig, bewußt und überzeugend von einer so radikalen Subjektivität, wie wir sie aus unserem sterilen Wissenschaftsbegriff eigentlich verbannt haben. *Johannes Süßmann, Frankfurt/Main*

Notker Hammerstein, Antisemitismus und deutsche Universitäten 1871–1933, Campus Verlag, Frankfurt/Main etc. 1995, 123 S., 34 DM.

»Die ostjüdischen Studenten« notierte Joseph Roth 1927 in seinem Essay »Juden auf Wanderschaft« würden »gut daran tun, die deutschen Universitäten, an denen der Bierkrug herrscht, zu verlassen.« Daß nicht nur der Bierkrug, sondern auch ein virulenter Antisemitismus triumphierte, daran erinnert die Studie »Antisemitismus und deutsche Universitäten 1871–1933« des Frankfurter Historikers Notker Hammerstein. Wenige Aspekte in der Geschichte des deutschen Antisemitismus sind so gut untersucht wie die akademische Judenfeindschaft, die nach 1880 entstand und sich bis 1900 rasch radikalisierte. Norbert Kampe etwa führte 1988 den ideologischen Wandel unter den Studenten auf ein Bündel von sozialökonomischen, politischen und kulturellen Faktoren zurück. Im Gegensatz zu sozialgeschichtlichen Arbeiten betont die Untersuchung Hammersteins die zentrale Bedeutung von »geistigen Voraussetzungen für den Antisemitismus« (S. 8). Im Zuge des grundlegenden Wandels der politischen Mentalität hätte sich auch das geistige Klima an den Universitäten zunehmend militarisiert, ethnisiert und nationalisiert, eine Entwicklung, die sich im Ersten Weltkrieg und in der Nachkriegszeit noch verstärkt habe. Dabei hütet sich Hammerstein vor unbedachten Verallgemeinerungen. Er verweist auf die liberale Berufungspraxis der neugegründeten Großstadtuniversitäten Frankfurt, Hamburg und Köln, die jüdischen Akademikern prinzipiell offenstanden. Zudem vergleicht Hammerstein die Diskriminierung von jüdischen und katholischen Wissenschaftlern – ein wichtiges und lohnendes Thema. Der großen Mehrheit der protestantisch-nationalen Akademiker galten Juden und Katholiken als Außenseiter. Ihr Ideal einer freien Wissenschaft war protestantisch geprägt, sie wahrten Distanz gegenüber vermeintlich undeutschen Katholiken und Juden. Hammerstein zufolge lag in der »protestantischen Wissenschaftsauffassung [...] ein wichtiger Mit-Grund für die Abwehr sowohl katholischer als auch jüdischer Gelehrter« (S. 40).

In drei grundlegenden Punkten weist die Arbeit jedoch Schwächen auf. Erstens vergleicht Hammerstein die jüdische und katholische Diskriminierungserfahrung nicht nur; er setzt sie gleich. Unbestritten ist, daß unter der protestantischen Mehrheit der deutschen Professoren viele sowohl judenfeindlich als auch antikatholisch eingestellt waren. Unglücklich ist aber die These, »es habe zunächst eine Koalition zwischen Protestanten und Juden unter Nichtbeachtung der Katholiken gegeben« (S. 44). Erstaunlich ist das nicht nur, weil Hammerstein dafür jeden Beweis schuldig bleibt, sondern weil die genannten »Juden« protestantische Professoren jüdischer Herkunft waren. Die Konversion vieler vormals jüdischer Akademiker interpretiert er mithin als Beitritt zu einem antikatholischen Bündnis und nicht als eine eher hilflose Reaktion auf den »strukturel-

len Taufdruck« auf dem Weg zum Ordinariat. Zudem behandelt der Autor die ablehnende Reaktion des preußischen Kultusministers Ladenburg von 1848 auf den Vorschlag von Leopold Zunz, in Berlin einen Lehrstuhl für die Wissenschaft des Judentums einzurichten, eher verständnisvoll. Ladenburgs Begründung, Preußen habe schließlich den Katholiken die Einrichtung eines Lehrstuhles für katholische Theologie ebenso versagt, nennt er »konsequent und zutreffend« (S. 25). Dabei verschweigt Hammerstein zweierlei: Einige jüdische Gelehrte, etwa Abraham Geiger, hatten zwar einen Lehrstuhl für jüdische Theologie, Zunz aber einen Lehrstuhl für jüdische Geschichte und Literatur gefordert, »dedicated to pure scholarship, free to pursue its investigations unhampered by doctrinal considerations« (Alfred Jospe).¹ Auch gab es in Bonn und Breslau bereits große Fakultäten der katholischen Theologie. Ferner sollte ein Vergleich der jüdischen und katholischen Ausschlußerfahrung nicht übersehen, daß die katholische Milieupresse gegen die Juden hetzte, während die jüdische Presse den protestantischen Antikatholizismus nicht anders als den Antisemitismus anprangerte. Ein Vergleich der Diskriminierung von Katholiken und Juden darf mithin nicht so leichtfertig über die Unterschiede hinwegsehen, wie Hammerstein das tut.

Schließlich verfängt sich die Interpretation Hammersteins in Widersprüche. Einerseits argumentiert er, an die Stelle des aufklärerischen Bildungsideals seien im Zuge der kulturpessimistischen Reorientierung des deutschen Bildungsbürgertums zunehmend völkisch nationalistische Werte getreten, in denen der Antisemitismus eine wichtige Stellung einnahm. Insofern seien im Kaiserreich und der Weimarer Republik »die folgenreichsten Weichenstellungen« gefallen, »bildeten sich die Voraussetzungen und Stereotypen heraus, die [...] in die Katastrophe des Dritten Reichs mit hinein führten« (S. 9). Andererseits zielt er auf eine Ehrenrettung des deutschen Bildungsideals und Hochschulwesens. Universitäten und Wissenschaft erlebten im Kaiserreich eine »glanzvolle Zeit« (S. 10), sie hätten eine »Weltmachtstellung« (S. 17) eingenommen und seien »letztlich der großen Tradition deutscher Wissenschaft seit Humboldt verpflichtet« geblieben (S. 15). Nicht zufällig ist für Hammerstein der akademische Antisemitismus eine »bemerkenswerte« oder »erstaunliche« Erscheinung, wie er immer wieder betont (S. 12, 13, 19, 26). Statt einen ahistorischen Begriff der Bildung zu idealisieren, dürfte es fruchtbarer sein, die dem Bildungsbegriff inhärente Ambivalenz ernst zu nehmen. Einerseits war der Bildungsbegriff ursprünglich sozial offen und zielte auf die freie Entwicklung der Persönlichkeit, die Selbstvervollkommenung, jenseits von religiösen Unterschieden. Andererseits aber verschob sich im späten 19. Jahrhundert der Bildungsbegriff selbst, entfernte sich von aufklärerischen Inhalten, näherte sich völkisch-nationalistischen Ideen und legitimierte infolgedessen selbst die Diskriminierung jüdischer Wissenschaftler.

Unterm Strich verharmlost Hammerstein schließlich den Antisemitismus vieler Hochschullehrer und dessen Folgen für die Berufschancen jüdischer Akademiker. Den Berliner Antisemitismusstreit von 1879/1880 löst Hammerstein aus dem Kontext der ersten breiten antisemitischen Bewegung in Deutschland und beschönigt ihn als eine »doch eher gelehrte Diskussion« (S. 11). Als hätte es akademische Vordenker des modernen Antisemitismus wie etwa den Göttinger Orientalisten Paul de Lagarde, den Breslauer Staatsrechtler Alexander von Freytag-Loringhoven oder den Privatdozenten Eugen Dühring nie gegeben, bilanziert Hammerstein, »rassistische, entschieden antisemitische Argumente« seien »von außen in die Universitäten getragen worden« (S. 95). Selbst an gemäßigeren Vertretern der akademischen Judenfeindschaft ließe sich zeigen, wie endemisch rassistische Argumentationsmuster vor 1933 bereits waren. Gerhard Ritter etwa warnte 1931 öffentlich vor der »fortgeführten und wahllosen Vermischung der germa-

1 Hierzu die wichtige, bei Hammerstein aber nicht erwähnte Studie von Alfred Jospe, *The Study of Judaism in German Universities before 1933*, in: *LBIYB* 27, 1982, 295–319, bes. 305 f. u. 316–318.

nischen mit artfremden Rassen« und forderte, den seit »Beginn der Judenemanzipation« geschwächten »ganz naiven und gesunden Rasseninstinkt« zu stärken. Die »schweigende Mehrheit« der deutschen Professoren habe – Hammerstein zufolge – »vornehm-bürgerlich« den Antisemitismus, wie den Rassismus überhaupt, abgelehnt (S. 100 f.) Die Diskriminierung jüdischer Wissenschaftler reduziert er zudem darauf, daß die meisten Fakultäten »bei Neuberufungen zögerten, jüdische Kandidaten für Lehrstühle zu benennen«; hier seien nicht Karrieren zerstört worden, allenfalls sei es für jüdische Privatdozenten »schwierig [gewesen], zügig voranzukommen, berufen oder befördert zu werden« (S. 98). Offensichtlich bevorzugt Hammerstein mithin einen sehr engen Antisemitismusbegriff. Das ist nicht nur angesichts eines weiten Antikatholizismusbegriffs auffällig, vor allem aber für den Gegenstand des universitären Antisemitismus ebenso problematisch wie der wiederholt verwendete Gegenbegriff »judenfreundlich«, der begriffsgeschichtlich aus trüben Quellen schöpft (S. 65, 99). Letztlich reduziert Hammerstein »Antisemitismus« auf die rassistische Judenfeindschaft des organisierten Antisemitismus, also die direkten ideologischen Vorläufer der nationalsozialistischen Judenfeindschaft. In der Regel aber bildete der Antisemitismus nur ein Element einer umfassenden »Weltanschauung«. Die immense Wirkung von Treitschkes Antisemitismus etwa beruhte gerade darauf, daß er nicht einfach gegen Juden hetzte. Vielmehr war sein Antisemitismus Teil eines umfassenderen nationalistischen Programms, bestehend aus antisozialistischer, antidemokratischer und antiemanzipatorischer Ideologie. Es ist zweifellos falsch, jede judenfeindliche Äußerung mit dem radikalen Rassenantisemitismus gleichzusetzen. Diese Differenzierung aber sollte nicht zur Verharmlosung des gemäßigten, »respektablen« Antisemitismus führen. Die deutschen Juden traf die Judenfeindlichkeit der »guten Gesellschaft« vor 1933 zumeist viel härter als der radikale Rassenantisemitismus. Insgesamt also legt man Hammersteins Studie nicht ohne Unbehagen aus der Hand. Der Interpretationsrahmen des Buches hat erhebliche Schwächen, da er das Spezifische an der jüdischen Diskriminierungserfahrung übersieht, die Ambivalenz im Bildungsbegriff vernachlässigt und den Antisemitismusbegriff zu eng faßt. *Till van Rahden, Bielefeld*

Lynn K. Nyhart, *Biology takes Form. Animal Morphology and the German Universities, 1800–1900*, The University of Chicago Press, Chicago 1995, 414 S., geb., 35 \$.

This book gets off to a bad start: the author misidentifies the origins of the key term, *Biologie*, ascribing priority to Burdach in 1800 rather than to T. G. A. Roose in 1797. The citation also contains an infelicitous typographical error – »Heikunst« for »Heilkunst« (S. 1), unfortunately not the only lapse of scholarly control over complex and interdisciplinary materials. But leaving aside terminological issues, the author's lengthy odyssey in tracing the substantial impact of morphological concepts contains much that is of scholarly value. Nyhart traces debates on morphology from its Goethean origins to a discussion of *Naturphilosophie* and its interactions with physiology; the second phase considers Darwinism and evolutionary morphology; and the third phase is preoccupied with experimental biology. The author commendably contextualises key concepts, establishing the meaning at any given time rather than imposing modern readings. Although I would have wished to see more on cell theory and concepts of the organism, as intellectual history this is a valuable synthesis. Is it also a full fledged social history of biology? Generational factors relating birth cohorts to career opportunities and institutional factors are identified. State administrators like Althoff make the occasional appea-